

Arktisches Arkadien

Eine Reise nach Spitzbergen

Von Barbara Schaefer

Am Morgen schneit es. Grisselige Flocken fallen auf die Schlafsäcke, denn es schneit innen im Zelt. Kondenswasser vom Atmen und Dampf vom Nudelkochwasser legten sich in der Nacht als Eisschicht an die Zelthaut. Als die Ersten beginnen, ihre steifen Glieder zu bewegen und dabei an das Zelt stoßen, beginnt es zu rieseln. Noch mag niemand heraus aus dem Schlafsack. Draußen sind etwa minus 15 Grad. Von weitem ist Priitas Stimme zu hören, sie nähert sich von Zelt zu Zelt, weckt alle, die ersten Hunde beginnen zu heulen. In den Zelten recken sich Studierende aus Tromsö, zumeist Norweger, aber auch anderer Nationalitäten. Sie kamen für eine Woche als arbeitende Gäste nach Spitzbergen, auf eine Hundefarm. Sie reparieren Hütten, flicken Saumzeug, schippen Schnee wie die Berserker. Die eisige Nacht auf dem Gletscher ist nicht Teil der Arbeit, es ist die Belohnung.

Auf Spitzbergen leben knapp 3000 Menschen, die wenigsten wurden hier geboren sondern kamen freiwillig an dieses nördliche Ende der Welt. Warum zieht es Menschen hierher, warum ziehen sie in den Norden? Auf diese Fragen bekommt man vor Ort nur vage Antworten. Die Gehälter seien besser als in Norwegen, sagen die einen. Andere nennen ihr Hiersein Polarfieber. Sie sind „arktisch-bitten“, von der Arktis gebissen, wie es treffend auf Norwegisch heißt. Eine Reise in den Norden, zu Menschen, die hier ihr Arkadien gefunden haben.

Lisa Steffensen

Ihre braunen Haaren klemmt Lisa mit einer Haarspange zurück, ein paar Ponyfransen fallen ihr ins Gesicht. Wenn die junge Frau grinst, bekommen ihre Augen einen schelmischen Zug. Grinsen muss sie oft, zum Beispiel bei der Frage, ob sie schießen kann. Lisa sieht aus wie ein Mädchen aus einer Vorabendserie, nur dass hinter ihr an der Wand keine Poster hängen, sondern fünfzehn Gewehre, mit einem Vorhängeschloss gesichert. Lisa arbeitet in der Svalbardbutikken in Longyearbyen, sie verkauft Ausrüstung für Touren, und

dazu gehören auf Spitzbergen Gewehre. Der Eisbären wegen.

Man könne niemanden zwingen, ein Gewehr mit sich herumzutragen, sagt Lisa, aber sie rate es allen dringend. Außerhalb Longyearbyens wird man kaum jemanden ohne Waffe antreffen, und auch innerhalb der Stadt wäre es im Grunde nicht schlecht. „Letztes Jahr kam einer bis zum Tor vom Kindergarten“, erzählt Lisa. Es ist eine von zahllosen Eisbär-Geschichten, die Besucher auf Spitzbergen zu hören bekommen.

Flinten sind mir zu schwer

„Ich habe zwei Pistolen, eine 44er und eine 375er Magnum. Die Flinten sind mir für Wanderungen zu schwer.“ Sagt Lisa und startet wieder ihr Hat-das-Greenhorn-noch-mehr-Fragen-Grinsen. Hat es. Kann hier jeder einfach so ein Gewehr kaufen? Nein, kann er nicht. Aber leihen. Das kostet hundert Kronen am Tag. Wer keine Jagdlizenz hat, muss zeigen, dass er dennoch mit einem Gewehr umgehen kann. Wer das nicht kann, aber schnell lernt, mit dem geht Lisa zum öffentlichen Schießstand und bringt es ihm bei.

Mit 18 Jahren kam Lisa nach Longyearbyen, spannend fand sie die Vorstellung, so weit im Norden zu sein, sie kommt aus Hameroy, dem Geburtsort Knut Hamuns, das in Norwegen auch schon nördlich des Polarkreises liegt. Erst jobte sie bei der Post, verteilte an die Spitzbergener den Kram, den sie übers Internet und in Versandhauskatalogen bestellt hatten.

Wie ist das auszuhalten, wenn es völlig finster ist? Auch diese Frage hat Lisa schon mal gehört. Also: Die Sonne erhebt sich am 8. März das erste Mal wieder über die spitzen Berge, nach denen Barentsz 1596 die Insel benannt hat. Der Name Svalbard ist noch älter, findet sich in einer Wikinger-Aufzeichnung von 1194: Svalbardi funndin, kalte Küste gefunden.

Doch bedeutet dies ja nicht, dass es bis 8. März finster ist, und dann einer den Schalter fürs Licht anknipst. Schon im Februar weicht die Polarnacht einem Licht, das sich schwer beschreiben lässt. Dämmerig ist jedenfalls nicht der richtige Ausdruck. Der Himmel schüttet ein leuchtendes Blau aus, eine Stimmung vergleichbar einem späten Januar-Nachmittag etwa in St. Moritz, wenn die Sonne gerade hinter den Bergen

verschwunden ist. Blauer Monat, so nennen sie diese Zeit. Wer aber die richtige, gut zweimonatige Polarnacht nicht aushält, sagt Lisa lapidar, verschwindet nach dem ersten Winter wieder. Andere stellen sich auf den Tisch eine „sol lampe“ und arbeiten mit Lichttherapie dem Norden zuwider. Lisa nicht.

Das Svalbard-Archipel mit der größten und einzig bewohnten Insel Spitzbergen gehört zu Norwegen, liegt aber vom norwegischen Nordkap so weit entfernt wie Oslo von Frankfurt. Spitzbergen befindet sich weit nördlich von allen sibirischen Landstrichen, nördlicher als alle Städte und Siedlungen Alaskas und Kanadas. Es liegt etwa auf der Höhe des magnetischen Nordpols, zum geografischen Pol fehlen nur noch gut 1000 Kilometer.

Besiedelt wurde die Region erst Mitte des 19. Jahrhunderts durch westliche Pelztierjäger und später durch Kohlen-Kompanien. 1906 kaufte der Amerikaner John M. Longyear Rechte für den Abbau von Kohlen und begann mit 25 Arbeitern, die in einer Hütte lebten, weitere Siedlungen folgten, um die Kohle zu fördern. Nun haben sich die Verhältnisse umgedreht, Kohle wird - aus der einzig noch geöffneten *Grube 7*- gefördert, um die Stadt zu heizen, die jährlich 25 000 Tonnen verbraucht. Auf Svalbard gab es nie eine Urbevölkerung, Tschuktschen, Ewenken, Samojuden, Inuit, Inupiak oder Aleuten, keines der zirkumpolaren Völker wurde hier ansässig. Während in Barentsburg, der einst aktiven russischen Kohlestadt, noch etwa hundert Russen die strategische Stellung halten, leben in Longyearbyen hauptsächlich Skandinavier, aber auch Menschen aus weiteren 30 Nationen, mit Thailändern als die am schnellsten wachsende ausländische Gemeinde. Longyearbyen ist schon lange keine Männerwelt von Minenarbeitern mehr, sondern eine Heimat für Familien. Jährlich werden 15 Kinder geboren, es gibt drei Kindergärten. Während früher jeder, der das Pensionsalter erreicht hatte, die Insel verlassen musste, kann man heute ein Haus kaufen und bleiben.

Lisa sagt, sie wolle hier nie mehr weg. Sie fährt oft mit ihrem Schneescooter hinaus, natürlich hat sie eine Waffe dabei. Geschossen hat sie allerdings noch nie auf einen Eisbären. Es gelten strenge Gesetze und eiserne Regeln zum Schutz des größten Raubtiers. Auf

Grönland, wo der Bär offiziell ebenfalls unter Schutz steht, bei Notwehr aber geschossen – und das Fell behalten werden darf, springt beim Ruf „Eisbär!“ schonmal ein ganzes Dorf auf die Motorschlitten. Auf Spitzbergen wurde im Jahr 2005 ein einziger Bär geschossen, im Jahr zuvor waren es fünf, dann mal drei, mal zwei und mal auch keiner.

Die Touristensaison beginnt Ende März, dann verleiht Lisa mehrere Gewehre am Tag, die Nachfrage ist groß. Wenn aber im Sommer Kreuzfahrtschiffe im Hafen von Longyearbyen anlegen und Schiffsladungen von warm eingepackten Besuchern durch den Ort streunen, sperrt sie das Vorhängeschloss gar nicht erst auf. „Die schleichen durch den Laden, kaufen nie etwas, man muss aufpassen wie ein Luchs.“ Wenn die Urlauber Norweger sind, gehen sie zielstrebig zum „Nordpol“, so heißt hier der staatliche Alkohol-Monopolladen. Svalbard ist zollfreies Gebiet, wer die norwegischen Bierpreise kennt, weiß was das bedeutet. Erst recht für Cognac, das Lieblingsgetränk der Nordskandinavier. Wer zurückfährt auf das Festland, wie sie hier Norwegen nennen, darf jedoch nur einen Liter mitnehmen. Wer hier lebt, bekommt ein Jahreskontingent zugeteilt: 24 Liter Hochprozentiges. Dafür gibt es ein Kärtchen, auf dem die Kassiererin die Einkäufe abstempelt. Manche der Tagesgäste wüssten nicht einmal, dass auf Spitzbergen norwegisch gesprochen werde, mokiert sich Lisa. Sie fotografierten jeden auf der Straße, „manchmal fühlen wir uns wie arktische Affen.“

Vidar Løkeng

Vidars Eisbärens Geschichte geht so: Vor zwölf Jahren kam der Norweger für ein paar Winterwochen nach Longyearbyen, er besuchte einen Freund, der hier arbeitete. Sie fuhren mit Ski hinaus. Abends saßen die beiden in einer alten Jägerhütte, kochten Kaffee, als draußen Geräusche zu hören waren. Geräusche eines schweren Tieres, das um die Hütte tappte. Sie hörten auch ein Gurren. Dann hörten sie ein Scharren und Schaben, außen an den Holzwänden, die ihnen nun sehr dünn schienen. Sie fühlten sich wie ein Polarfuchs in einer Trapperfalle. Sie konnten nicht hinaus, drinnen bleiben wollten sie aber auch nicht. Vidar sagt, er habe das Gewehr im Anschlag gehalten, ohne zu wissen, was passieren würde, wenn der riesige Bär, denn er hörte sich riesig an, mit der Tür ins Haus fallen würde.

Schließlich trottete der Eisbär davon. Das ist das Ende der Geschichte, sie hat keine Pointe und ist deshalb eine gute Geschichte. Später erzählt er eine andere, da blieb von einer deutschen Touristin, die auf einen Berg hinter Longyearbyen gestiegen war, nicht viel übrig.

Vidar erzählt seine Geschichten, während er auf einem Rentierfell sitzt und mal wieder Kaffee trinkt. Er ist Lehrer an einer sogenannten Folkehøgskole nahe Tromsø, die ihren Jahresausflug nach Spitzbergen macht und die Studenten als arbeitende Gäste auf die Hundefarm bringt. An dieser Schule lernen junge Menschen alles, was zum „Friluftsliv“ dazugehört. Das Recht auf das Leben im Freien ist im norwegischen Gesetz verankert, geradeso wie der „pursuit of happiness“ - das Streben nach Glückseligkeit - in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Die Parallele ist passend, kann doch gerade das Draußensein, das Herumziehen in der Natur, unerreichbare Glücksgefühle vermitteln.

Studenten im Eis

Vidar Lökeng sieht mit seiner randlosen Brille aus wie ein Geschichtslehrer, aber er unterrichtet Mushing, das Trainieren und Führen von Schlittenhunden. Außerdem züchtet er Hunde und fährt Hundeschlittenrennen. Nach Spitzbergen kommt er jedes Jahr mit seinen Studenten, denn so nahe am Nordpol könnten sie extreme Bedingungen durchleben. In solchen Tagen und Nächten, bei hohen Minusgraden, Stürmen und anderen Widrigkeiten „können die Studenten ihre Grenzen kennenlernen und erfahren, was ein Zelt und ein warmer Schlafsack bedeuten.“ Zudem bilde die Erforschung der Arktis einen Teil der norwegischen Identität, „wir sind stolz auf Amundsen, Nansen, Johansen und die andern, und möchten das unserer Jugend vermitteln.“ Und das Bewusstsein, auf der Speisekarte eines wirklich großen Tieres zu stehen, sei ein angenehm gruseliges Gefühl.

Die Studenten lümmeln auf Rentierfellen in einer Gamme, den samischen Torfhütten nachgebildet. Allerdings ist diese für den Tourismus ausgerichtet, es passen gut 20 Leute hinein. Zur Hauptsaison ab Ende März kommen Reisegruppen, die arktische Abenteuer gebucht haben. Die Gamme steht auf dem Gelände eines Hundehofes, draußen kuscheln sich 80 Schlittenhunde in den Schnee oder verkriechen sich in

ihren Hütten. Jede Nacht bläst der Wind wieder Schnee auf und rund um die Hütten, härtet ihn wie Beton, jeden Morgen treten die Studenten, unter ihnen auch zarte Mädchen, hinaus und an wie zum Appell, um die Hundehütten frei zu schaufeln. Sysiphosse der Arktis.

Das Feuer in der Gamme wird dünner, einer der jungen Männer greift zur Axt, beherzt schafft er Feuerholz. Vidar sinniert: „Wieviele Menschen können noch mit einer Axt umgehen?“ Die Gegenfrage - wozu auch? - überhört er. Die meisten Menschen lebten urban, „haben es warm und gemütlich. In meiner Welt im Norden ist das nicht möglich.“ Aber nur so erfahre man, was Glück ist: ein wärmendes Feuer etwa. „Das Leben muss hart sein, um es genießen zu können“, sagt Vidar noch. Man versteht allmählich, wieso der Katholizismus im Norden nie Fuß fassen konnte. Vidars Postulate sind die reinsten protestantische Lehre, geprägt vom Laestadianismus, der lutherischen Erweckungsbewegung, die der „Samenpastor“ Lars Levi Laestadius im 19. Jahrhundert nach Nordskandinavien brachte. „Mein Großvater war Laestadianer“, sagt Vidar.

Eine Gruppe von Studenten macht sich fertig, weiter Schnee schippen, Hütten reparieren. Vidar geht mit hinaus, das Gewehr lehnt er an einen Pfosten. Ein tiefschwarzer Himmel hängt über dem Fjord, als kündete er von einem Unwetter. Doch er ist das Zeichen für offenes Wasser. Bleigraudunkel liegt der Fjord da, der Winter war viel zu warm, noch immer ist „Isfjorden“, der Eisfjord, nicht zugefroren, die schwarzgrauen Wasser spiegeln sich in den Wolken.

Bente Reines

Bente ist die große Schwester. Die große Schwester von allen. Die Studentin ist eine jener Frauen, die jede Arbeit sieht und sie auch erledigt. „Die Urlauber, die hier herkommen und einen Tag mit dem Schlitten rausfahren, die tun mir Leid“, sagt Bente. Nicht, weil es kalt wäre, sondern langweilig. Man müsse mit Hunden arbeiten, sie füttern, sie trainieren, überhaupt müsse man sich aktiv beteiligen, sagt sie, um so einen Aufenthalt auf Spitzbergen genießen zu können. Von allen Arbeiten, die die Studenten erledigen sollen, gibt es nur eine, die ausgelost wird: Latrine leeren.

Am späten Vormittag beginnt die Tour auf den Scott-Turner-Gletscher, dort werden die Studenten

übernachten. Sie spannen je fünf Tiere als Teams vor die Schlitten, Bente ist mal wieder als eine der ersten fertig, sie hilft anderen dabei, die richtigen Hunde zu finden. Vielleicht auch, um endlich losfahren zu können. Im Kennel beginnt ein unglaublicher Lärm, als würden Höllenhunde verzweifelt eine Göttin beschützen wollen. Der erste Schlitten startet, ein Inferno bricht los. Die Begierde der Hunde, loszuspurten, diese frenetische Lust zu laufen, ist unvergleichlich. In den Hunden mag ähnliches ablaufen wie es vielleicht einem Marathonläufer erginge, der in New York am ersten Sonntag im November auf der Verrazano Narrows Bridge festgebunden wird.

Im blauesten Licht des Tales

Wenige hundert Meter hinter den Hütten verebbt der Wahnsinn. Die Gespanne laufen hintereinander in gleichmäßigem Tempo, nun hat man hinten auf dem Schlitten stehend Muße, die Landschaft zu betrachten. Eine Einheimische fährt an der Spitze, über den Rücken hängt ihr Gewehr. Man gewöhnt sich an diesen Anblick. Im blauesten Licht weitet sich das Tal, an den verblasenen Hängen drückt schwarzes Gestein durch eine dünne Schneeschicht, ein halber Mond steht am Himmel, wirft gelbliches Licht auf die Flanken.

Abends im Zelt erzählt Bente von einer anderen Tour, in Norwegen, bei schrecklichem Blizzard verloren sie einen Hund, ein ander Mal brach ein Schlitten ein im gefrorenen See. Existenzielle Zustände hätten sie durchlebt. Doch in solchen Situationen, und auch noch danach, erfülle einen das gute Gefühl, absolut im Augenblick zu leben. Das empfinde sie nun auf Spitzbergen erneut. Wenn man nicht in einem der skandinavisch bunten Holzhäuser in Longyearbyen wohne, sondern draußen lebe, der Natur in einem Maße ausgesetzt, wie es gemäßigte Zonen nicht vermitteln können, fühle man sich eins mit sich selbst.

Priitta Pöyhtäri Trøen

„Und dann kam ich ins Paradies“, sagt Priitta, als das nächste Dia den Raum erhellt. Was Priitta als ihr Paradies bezeichnet, würden andere eine öde Küste in einem kargen Landstrich nennen: Ein Fjord, der sich nach Norden öffnet, Berge, die aus Gletschern ragen, ein flacher kiesiger Strand, an dem eine schäbige Hütte steht, erbaut 1935.

Priita begleitet Hundeschlittentouren auf Spitzbergen, und für Reisegruppen, wie jetzt für die Studenten, hält sie am Abend zuvor einen Diavortrag. Der Projektor steht in einer Holzhütte neben der Gamme auf einer Tischdecke aus seidig glänzendem Seehundsfell, Petroleumlampen hängen an den Wänden, eine kleine norwegische Flagge steht im Fenster. Überwinterung heißt Priitas Geschichte, es ist das Zauberwort aller Arktis-Besessenen. Es bedeutet: Die Finnin hat einen Winter in einer ehemaligen Trapperhütte verbracht, weit nördlich von Longyearbyen, nur im Notfall – und dann bei passablem Wetter – per Helikopter zu erreichen.

Und das kam so: In Lappland arbeitete die Biologin mit Schlittenhunden, sie reiste eines Sommers nach Spitzbergen, „und es gefiel mir gleich viel zu gut“. So als wäre Lappland einfach nicht nördlich genug, so wie einem vielleicht Südtirol noch nicht passend dünkt, wenn man für Italien schwärmt, wie Marokko nicht zählt, wenn man Afrika meint.

Im Lokalblatt las sie die Anzeige eines norwegischen Trappers, er suche eine Begleitung für eine Überwinterung. Sie traf sich mit ihm zum Abendessen, zwei-, dreimal. „Ich habe auch gesehen, wie er mit seinen Hunden arbeitet. Da wusste ich, es wird gehen.“ Ein Leben in Longyearbyen erschien ihr nicht attraktiv. Die Menschen hier machen einen außerordentlich beschäftigten Eindruck. Es gibt unzählige Vereine für die 1800 Bewohner, für jedes Hobby einen Club, alle haben immer etwas zu tun, schon schaffen sie den eigenen Haushalt nicht mehr und beschäftigen Thai-Frauen fürs Putzen. Sie müssen ja Sprachen lernen, Sport treiben oder sticken, stricken, häkeln. Es klingt wie das Pfeifen im Walde, wie das Postulat: Wir sind im Norden aber sonst ganz normal.

Priita wollte mehr Norden. Bis zum Zweiten Weltkrieg waren Überwinterungen von Pelztierjägern nichts ungewöhnliches, Frauen gesellten sich nur selten dazu, wunderbar nachzulesen ist das im Arktisliteratur-Klassiker der Österreicherin Christiane Ritter, „Eine Frau erlebt die Polarnacht“.

Eisbären-Geschichten kann die zierliche Priitta unzählig viele erzählen. „Fünf Minuten, nachdem wir an der Hütte ankamen, kam der erste Eisbär.“, erklärt sie

anhand eines Dias. Am Ende ihrer Zeit dort oben, im März, stand dreimal täglich ein Eisbär vor der Türe. Da hatte sie sich die wichtige Routine längst angewöhnt, alles das, was man tut, bewusst zu tun. „Sonst vergisst du das Gewehr in der Hütte, wenn du rausgehst zum Pinkeln.“

Treibholz aus Sibirien

„Ich wollte dieses Abenteuer erleben“, sag Priita, wenn man nach ihrer Motivation fragt. 85 Kilometer waren es zu den nächsten Nachbarn, die meist unerreichbar waren. Die Dunkelheit sei nicht das Schlimmste gewesen, sondern der Wind. Der gnadenlos um die Bretterbude pfeifende, enervierende Wind. Zweimal wöchentlich nahmen sie Kontakt mit Svalbardradio auf, zur Sicherheit. 23 Hunde hatten sie dabei, fünf Welpen kamen dazu. Sie tranken „allerreinstes Wasser aus Gletschereis“ und feuerten mit Treibholz aus Sibirien. Sie jagten Schneehühner, solange noch Licht genug zum Schießen war und angelten Saibling. Im Herbst nimmt das Licht rapide ab. Täglich zwanzig Minuten weniger scheint die Sonne, „am 20. Oktober war sie weg“. Das zeigt auch eines der Dias. Man sieht einfach einen Sonnenuntergang, für Priitta war es der letzte für über vier Monate.

Ein Dia zeigt in ganz weiter Ferne die Hütte, drumherum nur die weiße Kälte. Klein und einsam zu sein sei in der Stadt ein ungutes Gefühl, „aber in der Natur ist das wunderbar. Die arktische Natur macht den Menschen zu einem sehr kleinen Wesen.“ Priitta sagt, sie wolle diese Zeit ihres Lebens niemals missen.

Als die Sonne wieder kam, fuhr Priitta nach Hause, weit in den Süden, nach Lappland. Das ist die Zeit, wenn die Zugvögel zurückkommen nach Spitzbergen, und Priitta hatte das Gefühl, „ich fahre in die falsche Richtung.“ Der norwegische Trapper blieb in der Hütte. Einige Wochen später stand sie wieder bei ihm vor der Türe. Es war die Zeit, als der Eissturmvogel anfing, Nester zu bauen. „Ich hatte gehört, dass man mit diesen Eiern keinen Kuchen backen kann. Das wollte ich nicht glauben und mal ausprobieren.“ Deswegen flog sie und floh sie aus Lappland nach Longyearbyen und fuhr mit dem ersten Transportschiff, das um die brucheisigen Küsten schipperte, ans nördliche Ende Svalbards? „Ja“, sagt Priita. Den Kuchen hat sie gebacken. Und den Trapper geheiratet.

Priitta organisiert nun Hundeschlittentouren, sie leitet auch die kleine Expedition der Studenten auf den Gletscher. Morgens schaut sie ins Zelt, auf die verschneiten Schlafsäcke, fragt, ob es kalt sei, wie die Nacht war. Und sie rät, sich chemische Handschuhwärmer zu kaufen und jeden Morgen gleich in die Hände zu nehmen. Das mache sie auch, denn leider habe sie erkennen müssen, dass ihr Körper besser für die Bahamas geeignet wäre als für die Arktis. „Mich friert es wahnsinnig schnell. Aber was soll ich machen, meine Seele will hierher.“

Info:

Die internationalen Studenten zugängliche „Volkshochschule 69 Nord“ fährt jedes Jahr nach Spitzbergen: Folkehøgskolen 69°Nord, Malangen, Tromsø, Telefon: (+47) 77 72 72 71 E-mail kontakt@69nord.no, www.69nord.no

Über Spitzbergen:

Svalbard Tourism, Postboks 323, N-9171 Longyearbyen, Tel. +47 79 02 55 50, Fax +47 79 02 55 51, mail info@svalbard.net, www.svalbard.net.